

## Triumph für Goyo Montero

Nürnbergers „Romeo und Julia“-Ballett in Madrid

Nürnbergers Ballett-Chef Goyo Montero konnte seine Landsleute in der spanischen Hauptstadt offensichtlich voll überzeugen. Für seine „Romeo und Julia“-Choreografie, die er nun mit der Compañía Nacional de Danza am Teatro Real in Madrid herausbrachte, gab es bei der Premiere viel Applaus und Bravo-Rufe.

Ballett-Blogs und Internet-Zeitungen wie *El Imparcial* sprechen von einem großen Triumph, von „emotionaler Intensität“, einer „neuartigen, originellen und sehr dynamischen Choreografie“. Gelobt werden „spektakuläre Gruppen-Szenen“ oder die „brillante, einzigartige Version des Shakespeare-Dramas“. „Überragend in jeder Hinsicht“, begeistert sich der *Guía Cultural*. Vorstellungen gibt es bis zum 27. April, danach steht eine Spanien-Tournee an. Montero hat das Prokofjew-Ballett als seine erste Uraufführung am Staatstheater Nürnberg 2009 herausgebracht. *nn*

## Rosenkavalierin der Geigen-Zunft

Rundfunkorchester Berlin und Arabella Steinbacher in Nürnberg

Da gab es für Klassik-Fans nun wirklich nichts zu meckern: kein bisschen Alibi-Avantgarde in der Nürnberger Meistersingerhalle. Entsprechend gut besucht war das Meisterkonzert.

Zu dem erlesenen Kreis an Geigerinnen, die Georg Hörtnagel protigiert, gehört seit Anbeginn ihrer Karriere Arabella Steinbacher. Sie ist inzwischen dort angekommen, wohin sie ihre Ausbildung in der Münchner Starschmiede von Ana Chumachenko nur eben führen konnte: In den letzten Jahren kam der endgültige internationale Durchbruch mit Debüts in Philadelphia, Boston oder New York.

In Nürnberg spielte sie begleitet vom Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin, mit Felix Mendelssohn Bartholdys Violinkonzert eines der schönsten, anspruchsvollsten Stücke der Geigenliteratur. Das hält sich nicht lange bei der Vorrede auf, vom Hauptthema in seiner blühenden Poesie an fand Steinbacher zu dringlich vorgetragen Virtuosität. Da wünschte man sich, dass „appassionato“ nicht immer in „viva-ce“ wechseln und die elegante Lyrik, zu der sie fähig ist, noch mehr auf die bewegten Partien ausstrahlen würde.

Die vor die Reprise vorverlegte Kadenz geriet Arabella Steinbacher zu einer Demonstration makelloser, klarer, wunderbar atmender Tongebung. Das alles zusammen macht das folgende Andante zum Zentrum und die Geigerin mit ihrem feinen, silbern glänzenden Ton zu einer Art „Rosenkavalier“ ihrer Zunft. Dass Steinbacher nicht nur „edel“ kann, deutete ihre Prokofiew-Zugabe an.

Janowski und Beethoven

Zwei der großen Symphoniker-„B“s um Mendelssohn herum mit dem Orchester aus Berlin, dort immer mit in der Diskussion, wenn es um die Verschlingung der Hauptstadt-Orchesterlandschaft geht. Mit seinem konzertanten Wagner-Zyklus hat es dagegen aber offenbar einen Treffer gelandet, auch durch die Berufung von Marek Janowski zum Dirigenten auf Lebenszeit. Immer wenn er in Nürnberg zu Gast war, stand Beethoven auf dem Programm: jetzt die 7. Symphonie.

Genauso wie bei Brahms („Haydn-Variationen“) bestechen Janowskis kapellmeisterliche Präzision ohne allen übertriebenen gestischen Aufwand, die kundigen Einblicke in Aufbau und Struktur der Stücke. Gegenüber dem einförmig vorgetragenen Brahms begeisterte die Beethoven-Wiedergabe mit sattem Streicherklang, mitreißendem Zugriff bis hin zur stampfend-tänzerischen Ekstase. Die nähert sich (Allegretto) sogar bedrohlichen Tönen: Da wurde der Abend wirklich interessant. Man hörte, dass die Berliner sonst viel Wagner spielen und dessen Urteil über Beethovens Siebte gelesen haben. Als Zugabe: ein bisschen „Pastorale“. UWE MITSCHING

➊ Nächstes Meisterkonzert: 15. Mai, Philharmonia Prag mit Paul Meyer (Klarinette); Karten unter Tel. 09 11/55 80 03.

# Unterhaltsames Alptraum-Märchen

Robert Wilson hat den Klassiker „Peter Pan“ als dunkles Musical im Berliner Ensemble auf die Bühne gebracht



Der furchterregende Kapitän Hook (Stefan Kurt) hat Angst vor Krokodilen (Martin Schneider). Robert Wilson hat aus der „Peter Pan“-Vorlage ein düster-ironisches Spektakel gemacht. Foto: dpa

Peter Pan, inszeniert von Robert Wilson: Das wird kein buntes Märchen, sondern ein düsteres Musical. Die Berliner Premiere erntete begeisterten Applaus.

Was, wenn der Tod wirklich „ein schrecklich großes Abenteuer“ wäre? Das vermutet einmal Peter Pan in James Matthew Barries Stück von 1904 (das später als Buch zum Kinderbuchklassiker wurde). Wenn man den Stoff tiefenpsychologisch abklopft wie Robert Wilson am Berliner Ensemble, kann man durchaus daraufkommen, dass der ewige Junge, der Wendy und ihre Brüder aus London entführt, ein schöner Todesengel ist und seine Insel Neverland das Jenseits.

Das allerdings sieht bei Wilson immer wie Wilson-Theater aus: Die Wölkchen, auf denen die Kinder in

erstarren Posen fliegen, bewegen sich auf Gerüsten in Zeitlupe, die Felsen, auf denen später die Nixen posieren wie die Rheintöchter in statischen Wagner-Inszenierungen, heben und senken sich mit einer sichtbaren Maschinerie, und wenn Peter Pan und Tinkerbell am Ende tatsächlich schweben, dann sieht man deutlich die Seile, an denen sie hängen. Wohlgedüster glitzert und glänzt hier alles im typischen Show-Expressionismus und gezirkelten Gesten. Sabin Tambreas als Peter Pan (letzten im Kino noch „Ludwig II.“), der kindlich-kindische Herrscher über dieses zaubrische Reich, lässt neckisch die Flügelchen wackeln, wechselt in Ton und Haltung ständig zwischen naivem Jungen und aufgedrehtem Macker und tänzelt in seiner hautengen grünen Lederjacke herum, ein androgyner Star zwi-

schen David Bowie und dem Götterboten Hermes.

Ihm zur Seite: die Lichtfee Tinkerbell, mit der er so brutal umspringt wie sonst allenfalls Shakespeares Prospero mit Caliban. Aus ihrer bei Barrie verbürgten Eifersucht auf Wendy macht Wilson einen ziemlich fieses Derwisch, der bei Christopher Nell als übellaunige Transe im Tutu spastisch zuckt, Elektroschocks verteilt und himmlisch singt.

Denn natürlich reicht Wilson kein Weihnachtsmärchen nach, sondern zeigt ein düsteres Musical mit Kompositionen des Freakfolk-Duos CocoRosie. Ihre Nummern knüpfen an jenen Sound an, mit dem Wilson seit Jahren arbeitet: Tom Waits, Lou Reed, Rufus Wainwright und Anthony and the Johnsons. Dumpf und düster dräut es im Graben bei den acht „Dark

Angels“, dann wieder klingelt es hell, ein elektronisches Orgeln, das in seinen besten Momenten zum Vielstimmigkeitschoral anschwillt, manchmal aber auch nur hohl dröhnt.

So entsteht ein Abend, der auf unterhaltsame Weise den Klassiker mit seinem Disney- und Broadway-Kitsch zum schrägen Alptraum-Märchen umkrempt. Alle hier leiden am Peter-Pan-Syndrom, also der Sucht nach der ewigen, bindings- und verantwortungslosen Jugend – selbst Kapitän Hook, der in Peter Pan sein hassgeliebtes, junggebliebenes Alter Ego entdeckt. Aufgehoben ist die Trennung in Gut und Böse ohnehin, denn auch Wendy, Michal, John und die Lost Boys blicken grimmig aus schwarzgeschminkten Augenhöhlen. Mit diesen kleinen Teufeln ist nicht zu spaßen: Jede noch so kleine Brutalitäts-Spur wird verstärkt, statt Feenstaub gibt's knallende Ohrfeigen.

Logische Brüche

Auch an Peter Pan geht sein kindischer Egotrip nicht spurlos vorbei: Immer wieder versinkt er in Melancholie, weht ihn kalt die Einsamkeit an, und wie Tambrea dann doch wieder pflichtschuldig sein Lächeln anknipst, gehört zu den starken Momenten des Abends. Zu den schwächeren gehört, dass Wilson weniger Barrys Stück inszeniert als vielmehr Motive. Oft wirken die stark gekürzten Dialoge wie notdürftige Rezitative, die halbwegs motivieren sollen, warum jetzt schon wieder gesungen wird in atmosphärisch erstarrten Bildern und Show-Choreografien. Wer die Geschichte nicht im Kopf hat, wird die logischen Brüche kaum selbst kleistern können. Gerade zu Beginn ziehen sich die Szenen im Haus der Darlings hin, wo sich Wendys Eltern im Kravatten-Slapstick verheddern.

Die bekommen am Ende ihr Fett weg. Denn wer ist Schuld, dass in unserer Peter-Pan-Gesellschaft die Kinder nicht erwachsen werden (wollen)? „Die Mama“, wird da gerappt – sie hat sich nicht genug gekümmert. Mit dem Todesmotiv, das im finalen Wiedersehenstaumel besungen wird, hat das nicht viel zu tun. Wenn man nicht so genau hinhört, klingt es einfach wie eine gute Musicalnummer.

GEORG KASCH

➊ Weitere Vorstellungen 21. und 22. April, 12. und 13. Mai, Karten-Tel.: 030/28 40 81 55

## Drei Schwestern und ein Geliebter

Natasia Dragnic stellt in Erlangen ihren neuen Roman „Immer wieder das Meer“ vor

Der Erlanger Schriftstellerin Natasia Dragnic gelang mit ihrem Debütroman „Jeden Tag, jede Stunde“ vor zwei Jahren ein internationaler Bestseller. Nächste Woche präsentiert sie ihren zweiten Roman „Immer wieder das Meer“ bei einer Lesung in Erlangen.

Die Erwartungen sind hoch gesteckt nach so einem fulminanten Debüt. Natasia Dragnic, 1965 im kroatischen Split geboren, seit 1994 in Erlangen lebend, steht entsprechend unter Erfolgsdruck. Ihre Liebesgeschichte „Jeden Tag, jede Stunde“, wurde inzwischen über 100.000 mal verkauft und in 30 Sprachen übersetzt.

Um es gleich vorweg zu sagen: „Immer wieder das Meer“ kann die Erwartungen locker erfüllen. Wieder handelt es sich um Lesefutter und eine romantische Liebesgeschichte, wieder spielt das Meer als Metapher eine große Rolle – und doch ist alles anders und komplizierter.

Poetische Sprache

Dragnic erzählt diesmal in ihrer einfachen, poetischen Sprache von drei italienischen Schwestern, die ein und denselben Mann lieben. Geschildert wird aber auch die Geschichte der Familie Alessi mit ihren Höhen und Tiefen.

Die Handlung spielt in Italien, Deutschland und den USA, die Erzählperspektive wechselt ständig. Dieser literarische Trick sorgt zuerst für Irritation, dann aber für Spannung.

Die Schwestern Roberta, Lucia und Nannina Alessi sind alle hübsch, intelligent und doch grundverschieden: Roberta, die Älteste, ist eine ebenso erfolgreiche wie pflichtbewusste Ärztin. Lucia macht als Bankerin Karriere und stürzt sich von einer Sexaffäre in die nächste. Ihr Männerverschleiß ist enorm. Und Nannina, die Jüngste, arbeitet als Übersetzerin in München, der Heimatstadt ihrer Mutter.



Die in Erlangen lebende Bestseller-Autorin Natasia Dragnic. Foto: Waltermann

Im Leben der Schwestern spielt ein Mann die entscheidende Rolle: Alessandro Lang ist ein gut aussehender Dichter, ein egozentrischer Frauenheld, der auf seine Freiheit größten Wert legt und sich nicht binden will. Als bildungsbefflissener Besserwisser und sensibler Zauderer kann er auch eine ziemliche Nervensäge sein. Doch offenbar macht das für die Schwestern gerade seinen Charme aus.

Für Roberta ist Alessandro jedenfalls die große Liebe – bis zu dem Tag, an dem sie erfährt, dass auch Lucia ein Verhältnis mit ihm hat. Ein Schock, von dem sich die Ältere nie wieder erholen soll. Ja, die scheinbar intakte Familie Alessi wird dadurch empfindlich getroffen und die Harmo-

nie auf Dauer zerstört. In ihrer Verzweiflung wandert Roberta in die USA aus und versucht dort, als Ärztin Fuß zu fassen. Sie lernt einen neuen Mann kennen, kann aber Alessandro nicht vergessen – und ihrer Schwester nicht vergeben.

Auch die jüngeren zwei Schwestern haben mit der Liebe kein Glück: Lucia flüchtet sich in kurze Abenteuer, Nannina hat ein Verhältnis mit einem verheirateten Mann. Aber für romantische Gefühle gibt es ja immer noch Alessandro, den Dichter, der immer dann auftaucht, wenn man nicht mit ihm rechnet. Auch Nannina kommt ihm eines Tages näher als sie gedacht hat.

Wetterleuchten am Horizont

Natasia Dragnic schafft es, auf dem schmalen Grat zwischen Trivialität, Unterhaltung und literarischem Anspruch zu balancieren, ohne abzustürzen. Die Zeitgeschichte zeigt sich in diesem Familienroman ab und zu wie Wetterleuchten am Horizont; beiläufig erwähnt werden zum Beispiel die Terroranschläge des 11. September. Die Romanfiguren sind aber meist zu sehr mit sich selbst und ihrem Gefühlsleben beschäftigt, um sich durch die Weltlage irritieren zu lassen.

Liebe und Tod sind die zentralen Themen in diesem raffiniert konstruierten Buch, das Tschechows „Drei Schwestern“ in die heutige Zeit holt. Eine Art Happy End ist den Geschwistern dann doch gegönnt. Die Literatur spielt bei der Versöhnung eine wichtige Rolle. Das Leben geht weiter. Irgendwie. STEFFEN RADLMAIER

➊ Natasia Dragnic: Immer wieder das Meer. Roman. DVA, München. 361 Seiten, 19,99 Euro. Buchvorstellung und Lesung am 24. April, 20 Uhr, in der Stadtbibliothek Erlangen, Marktplatz 1.

## Absage an Gema-Reform

Schiedsspruch sieht einen Verstoß gegen Gleichbehandlung

Wer muss für Musik bei welcher Gelegenheit wie viel bezahlen? Um diese Frage dreht sich der Streit, den die Gema-Tarifreform ausgelöst hat. Nun haben Schlichter ihren Schiedsspruch übermitteln – die geplante Gema-Reform kommt dabei nicht gut weg.

Das Deutsche Patent- und Markenamt hat der umstrittenen Gema-Tarifreform eine weitgehende Absage erteilt. „Die von der Antragstellerin geplante Tarifreform stellt einen Verstoß gegen das Gleichbehandlungsgebot dar“, heißt es im Schiedsspruch.

Die Schiedsstelle halte ausdrücklich weiterhin an der Vielzahl der bisherigen Tarife im Veranstaltungsbereich fest. Der Musikrechteverwerter hatte das Tarifsystem ursprünglich vereinfachen und die vorhandenen Tarife von elf auf zwei reduzieren wollen. Die Gema hatte dies allerdings im Laufe des Schiedsverfahrens bereits weitgehend zurückgenommen.

Die Pläne von 2012 für die umfassende Tarifreform hatten starke Proteste ausgelöst. Musikveranstalter befürchteten „existenzgefährdende Erhöhungen“ von bis zu 2000 Prozent und sagten ein Diskothekensterben voraus. Ursprünglich sollte die umstrittene Reform Anfang Januar in Kraft treten, wurde dann aber bis 2014 ausgesetzt. Zur Einigung hatten Gema und die Bundesvereinigung der Musikveranstalter, die für mehr als 150.000 Mitglieder Gesamtverträge mit der Gema geschlossen hat, die Schiedsstelle angerufen. Nach deren Willen zahlen künftig alle im Verhältnis gleich viel, sagte eine Gema-Sprecherin. Der Vorsitzende der Bundesvereinigung der Musikveranstalter, Ernst Fischer, bemängelte, dass die Tarife für Einzelveranstaltungen, Clubs und Discos im Einigungsvorschlag deutlich steigen. *dpa*

